Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 9

Artikel: Vergangene Tage

Autor: Mori, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633485

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 2. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Bin ich noch ein Mensch?

Von Ad. Ey.

Will der Morgen eben dämmern,
Hör' ich kleine Säustchen hämmern,
Trommeln an der Kammertür;
Meine Enkel stehn dafür,
Und sie jubeln, schrein und lachen:
Großpapa, den Löwen machen!
Dreh' ich nur den Schlüssel sacht,
Stürmt herein die wilde Jagd.

Hinter Kissen, Decken, Pfühlen
Sie sich eine Höhle wühlen.
Aus dem kleinen Häschenhaus
Gucken nur zwei Näschen 'raus:
Halberstickt tönt's aus den Hüllen:
Großpapa, wie 'n Löwe brüllen!
Während ich mich rasch frisier',
Brüll' ich wie das Wüstentier.

Dann muß ich, sie zu ergetzen,
Gegen sie die Zähne wetzen,
Sie zerreißen mit den Klau'n
Und an ihren Knöchlein kau'n,
Dabei schrei'n sie wie besessen:
Großpapa, noch einmal fressen!
Ich verspeis' sie wie nicht klug,
Doch den Schelmen nie genug.

Treten wir in unsre Stuben,
Muß ich auf Geheiß der Buben
In des Angesichtes Schweiß
Spiel'n das Märchen von der Geiß,
Von dem Wolf und von den sieben
Geißlein, wie es steht geschrieben.
Komm' als Wolf mit gier'ger Kehl',
Streu' auf beide Hände Mehl,
Mach' die Stimme weich wie Seide
Mit des bangen Krämers Kreide,

Und zuletzt den Bauch voll Stein',
Plumps' ich in den Bach hinein.

Alles Viehzeug auf der Erde,
Hunde, Katzen, Esel, Pferde,
Kikeriki und Adebar,
Alles, alles stell' ich dar. —
Wenn wir uns zur Ruhe legen,
Frag' ich Großmama verlegen:
Bin ich — liebe Frau, bekenn's: —
Noch ein homo sapiens?

Vergangene Tage.

Eine Erinnerung von Paul Mori, Bern.

Schulzeit ade! Das Abgangszeugnis der Fachschule und das Ernennungsschreiben in der Tasche, stehe ich vor dem Zug, Abschied nehmend von meinen Freunden. Ein letzter Händedruck — so — so — fort — fort — die Lebensfahrt kann beginnen. Aspirant der Jura-Simplon-Bahn. Mein junger unerfahrener Kopf weiß nicht, wie er sich diesen Titel zurechtlegen soll. Aspirationen müssen ganz gewiß dabei sein, das sagt schon der Name. Phantasie, wilde Verführerin, schweig still, du betrügst Kopf und Herz und wirkst sinnverwirrend. Oder doch — ein Eisenbahner — Luftschlösser — heilige Einfalt — schweig, schöne Göttin, mit deinem Liebesgemurmel, du bringst mich in Elend und Not. Schweig still!

Weit und frei liegt die Welt vor mir, aber ein drückendes, wirres Gefühl bemächtigt sich meiner Brust. Wessen Schritte beben nicht, wenn die Zukunft, das große unbekannte Land, sich zu enthüllen beginnt? Werden die Menschen mir Blumen streuen und Hosianna rufen, oder versperren mir Abgründe und Irrpfade den Weg, oder werde ich verflucht und geächtet?

Heute, wo fünfzehn Jahre vorüber sind, wo das Leben sich wendet, weiß ich, daß alles im ewigen Wechsel kreist, daß heute einem ein „Hosianna“ und morgen ein „Kreuzige ihn“ entgegenschallt, mit dem einzigen großen Unterschied, daß Haß, Neid, Spott und Hohn bei weitem die Liebe, Freundschaft, Treue und Achtung überwiegen.

Lausanne, alles aussteigen! Im nächsten Augenblick stehe ich auf dem Quai, dem gestrengen Bahnhofvorstand gegen-

über. Ich ziehe den Hut, stammle, mich verneigend, meinen Namen. „Savez-vous le français?“ „Oui, Monsieur, un peu.“ „Bon, venez!“ Ich stehe im Bureau des Gewaltigen. Er mustert mich von oben bis unten, zischt bisweilen zwischen den Zähnen wie eine auf der Lauer liegende Schlange. „Vous commencerez demain à sept heures, au bureau des marchandises.“ „Bien, Monsieur,“ und fort war ich, auf der Straße. Ich bummelte auf und ab, wie lang, weiß ich selber nicht. Mir war ungemütlich zu Mut. Zeitlebens hat sich mein Gefühl gegen diese halb militärische, halb barbarische Behandlung, die bei den Verkehrsanstalten Untergebenen gegenüber üblich ist, aufgelehnt. Ohne Erfolg, aber zu meinem großen Schaden. Warum diese Halbheiten? Statt tüchtige Verkehrssoldaten werden heuchlerische Marionetten herangebildet.

Endlich, der Hunger ruft mir die Wirklichkeit in Erinnerung. Ich stehe vor einem großen Haus, das eine Affiche trägt mit dem lakonischen: „Pension“. Anklopfen und Eintreten ist eins. Die mir stets unangenehme Verhandlung über Leistung und Gegenleistung ist bald erledigt, die korpulente, aber sehr liebenswürdige Hausmutter öffnet eine Tür, tritt an einen der vielen Tische, wo fünf jüngere Herren den zukünftigen Tischgenossen nicht gerade mit liebenswürdigen Mienen empfangen. „Un allemand, parbleu.“ Ich grüße, greife zu und lasse Gaumen und Magen sprechen. Die kommenden Tage bringen keine Besserung im gegenseitigen Verhältnis. Beharrlich wird der „allemand“ ignoriert. Die Idee, an einem andern Tisch der großen Speiseanstalt mein Glück zu versuchen, kam mir gar nicht in den Sinn. Ich fluchte über die ehemaligen Untertanen Berns und suchte das Weite. Ein wohlwollender, schon tief in den Jahren stehender Bureaukollege nahm mich in sein Haus auf. Der Mann, ein jovialer gemütlicher Herr, hatte vor Jahren mit seiner bessern Ehehälfte zugleich einige Jucharten Land und ein Rebgelände erobert. Einige gelungene Häuserspekulationen brachten eine weitere „Mehrung seines materiellen Wohlbefindens“, zudem löste mein Kollege das schwierige ökonomische Problem, verschiedene Berufsklassen in ein und derselben Person zu vereinigen. Papa Biboux war Eisenbahner, Weinhändler, Spezereihändler, Hausverwalter u. s. w., je nach Zeit und Umständen. Allerdings hatte der bescheidene, fröhliche Mann eine Frau, die seine Gedanken zum voraus erfaßte und in die Tat umsetzte. Eine geborne Geschäftsfrau. Ein einziger großer Unterschied des Charakters gab den zwei scharmanten Eheleuten wiederholt Anlaß zu erregten Diskussionen und peinlichen Auseinandersetzungen. Die Frau gehörte zur „Noblesse vom Lande“. Sie wollte arbeiten, aber das Erarbeitete auch zur Schau stellen, sie wollte „Staat“ machen. Diese Exposition des „wir habens“ empörte das feinere Gefühl ihres Mannes; freilich, der Gute hatte schweren Stand, fünf Töchtern — alle in des Lebens Mai, nährten die Untugend der Mutter. Alle Töchtern waren gut gebildet, etwas verwöhnt, zuweilen eigensinnig, aber weder hochmütig noch faul. Die älteste, ehedem in Deutschland und England Erzieherin, war Korrespondentin eines großen Geschäftshauses. Klaviervirtuosin, schaltete sie ebenso tüchtig in der Küche als angehende Hausfrau. Alice war als Gesellschafterin in Berlin und Kopenhagen gewesen, Jeanne in Wien und Florenz, Marie, fünfzehnjährig, blickte hoffnungsvoll in die Weite und Rose, die zweitjüngste, kam soeben von Zürich heim.

Sonderbar, wie ich mich gut aufgehoben fühlte im Kreise dieser Familie. Ich, der ich mich vor Bändern, Schürzen und langen Haaren fürchtete. Das war eine Familie, wie ich sie in der deutschen Schweiz nie zu Gesicht bekam. Wie die Söhne der deutschen Kaiser, mußte jede Tochter ein Handwerk lernen. Die älteste war Schneiderin, Jeanne Glätterin, Alice Modistin und Rose hielt eben Umschau.

Ueberaus fleißige, sparsame, aber nicht geizige Menschen, ein echtes Familienleben. Am Abend nach getaner Arbeit ein Stündchen Musik und Gesang. Dann wurden Hüte garniert, Hemden gebügelt, Kleider genäht und geflickt, der Vater reihte Zahlen an Zahlen, der Mutter Auge ruhte wohlgefällig auf den Häuptern ihrer Lieben, ich las — man verzeihe — „Le Matin“. Damals verwirrte nämlich der berüchtigte Dreyfußrummel die langsamen Köpfe der guten Vaudeois, da wollte alle Welt gründlich informiert sein. Ich rezitierte der versammelten Familie und zwar zuweilen mit einem Pathos, als wäre ich selbst der Verbannte der Teufelsinsel. Punkt 10½ Uhr klirrten die Gläser, „bonne santé“, der Pully war gut, ein fröhliches Geplauder hinüber, herüber, eine kurze Weile, und alle schliefen wir den Schlaf des Gerechten.

Ich habe während meiner Junggesellenzeit bei mehr als fünfzig Familien Blicke getan hinter die Kulissen des intimen Lebens, aber wo ich auch war, nirgends fand ich Arbeit und Spiel, Pflicht und Freude in solch harmonischem Einklang, wie hier in Lausanne. Wo in aller Welt findet man gebildete Töchter, die zugleich als gewandte Hausfrauen jeder Haushaltung vorstehen könnten und die nebenbei noch einen Beruf erlernt haben. Lausanne ist eine Stadt, wo das Familienleben sehr stark ausgeprägt ist. Jeden Samstag Abend lud unsere Hausfrau Gäste oder wir waren die Eingeladenen. Da ruhte natürlich die Arbeit vollständig. Musik, Gesang, Spiel und leicht gewürzte Plaudereien lösten einander ab. Der Waadtländer und mehr noch die Waadtländerin haben ein eigenes natürliches Auftreten, das beim ersten Zusammentreffen das Eis zum Schmelzen bringt, das die Herzen scheidet. Der Waadtländer, eine Mischung romanisch-germanischen Blutes, hat die guten Eigenschaften beider Rassen in sich aufgenommen.

Bei einer solchen „soirée de famille“ erhielt meine gesellschaftliche Gewandtheit ein großes Loch. Je und je abgeneigt gegen das mir unverständliche Tanzvergnügen, hatte ich den Mut, einer Schönen die Gefolgschaft zu versagen. Daß ich gefehlt, sah ich sofort ein, allein vergebens suchten meine Augen nach einem Rettungsanker. Auf dem Heimweg nahm mich unsere gestrenge Hausfrau ins Gebet. Nach einem Vaterunser wurde mir Absolution erteilt, allein die Anständigkeit verlangte, daß ich von dem nächsten „Abesitz“, der sich bei Papa Biboux abspielen sollte, ausgeschlossen war. So saß ich denn in meiner Bude und sann über die Widerwärtigkeiten des Lebens nach. Drunten Musik, Geplauder, plötzlich ernsthaftes Diskutieren. Es pocht! Mademoiselle Rose. Sie ergreift mit beiden Händen meine Rechte, zieht mich zur Tür hinaus — eine Minute später stehe ich im Salon. Ich verneige mich tief. Rose gibt mir auf die Wange einen gutgemeinten — Ratschlag. Alle lachen, ich lache mit. Die Gläser klirren, ein fröhliches Lied stirbt in den Lüften einer sternenhellen, märchenhaften Nacht.

Am nächsten Morgen konnte ich — das erste Mal —

bei der Arbeit nicht die nötige innere Zufriedenheit finden. Warum? Ich wollte doch mit Leib und Seele Eisenbahner werden und jetzt — kaum eingesetzt — Reue, Bitternis. Warum, warum? Hm, sehr einfach. Drei Jahre Studien, seit sechs Monaten Aspirant und immer noch keine Hoffnung auf Erfolg, ein Weltsegler ohne Schiff. Soeben meldet mir mein Banquier, der Waisenvogt, daß die Kasse, die mein Vater sel. mir hinterlassen hatte, bald ins Nichts versinken werde. Und droben in der Stadt gesund pulsierendes, junges Blut, ein lachender Mund, Augen, aus denen gestern Abend verstohlen ein Paar Perlen guckten. Sei still, törrichtes Herz, vorwärts müde Hand, der Apparat tippt — ich war seit einiger Zeit auf dem Telegraphenbureau — die Papierrolle marschiert, geheimnisvolle Zeichen kommen und gehen, immer mehr — da — endlich einen freien Augenblick. Mir gegenüber sitzt Schumacher, seine Augen starren gedankenlos ins Leere. „Du Schumi — wir waren die zwei einzigen Deutschschweizer — wie lange soll ich noch die Rolle eines arbeitenden Rentners spielen." „Gott weiß." „Nun, wie lange warst du nichthonorierter Funktionär?" „Ein prächtiger Tag, echtes Badewetter." „Du, sag mal, wie lange . ." „Ich möchte um alles in der Welt nicht mehr zurück in die deutsche Schweiz." „Ja, ja," fiel ich ein, „wie alt bist du?" „Land, Leute, der See, ein Paradies." „Wie viel Gehalt . ." „Gefällt es Dir nicht?" „Doch doch, aber . ." „Also gut, freue dich der Gegenwart, die Zukunft wird von selbst kommen und was sie bringt, wissen die Götter."

Schumacher war ein origineller, verschwiegener Kopf. Er suchte mit seinen Gedanken selbst fertig zu werden und er wurde das in einer Art, die mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird. Er war, wie ich einige Stunden später vernehmen sollte, seit dreizehn Jahren Telegraphist, 30 Jahre alt und bezog ein fürstlich Gehalt von 1300 Franken. In ein armes Mädchen verliebt bis über die Ohren, selbst arm wie eine Kirchenmaus, wußte er nicht, wo er den Lebensmut herholen sollte.

Morgen hat Schumacher dreizehn Dienstjahre. Früh um fünf Uhr muß ich ihn ablösen. Ich bin pünktlich. „Guten Morgen, Herr Kollege." Mein fröhliches Lächeln erstirbt auf den Lippen. Rot, blutig rot sind Tisch, Stuhl und Diehle — fünfzehn Jahre sind darüber hin. Jahre des Kampfes und der Verzweiflung. Du nahst dich wieder, schwankende Gestalt, du winkst — still, still — was soll die kalte Hand? Fort, fort, ich will nicht, sieh, ich buhle mit dem Geschick, das Unglück durchwühlt meine warme Brust — nur zu — nur zu — was tut's, ich bin vergnügt, ich lache, ich will das Leben zu Tode lächeln.

In der Arbeit suchte ich damals Vergessen, in eiserner Pflichterfüllung Erfolg, in Vergnügen die Freude, die das Leben erhält. Ich wandere von einem Bureau ins andere. Jetzt habe ich mich wieder bei der Wagenkontrolle eingenistet. Ich springe über Geleise und Rampen und notiere die Wagennummern. Schnell, schnell, die Zeit drängt, der Zug ist abfahrtbereit. Da kommt der Zugführer, der alte Benoit. Er summt ein lustiges Lied vor sich hin. Der Alte ist vergnügt und zufrieden. Fünfzig Dienstjahre sind in die Ewigkeit entflohen, am Samstag fährt er das letzte Mal, dann wird er sich zur Ruhe setzen. Ich übergebe ihm den Wagenrapport und „au revoir". Ein unverständliches, leeres, nichtssagendes Wort dieses „Auf Wiedersehn!" Lauter Lug und Trug.

Im Tunnel bei La Sarraz ertönt das Achtungssignal. Ist die Einfahrt nicht frei? Der Zugführer lehnt sich über die Sicherheitsstange hinaus um das Abschlußsignal zu beobachten. Da — ein Ruck — der Zug rollt schneller der Station zu. Dort angekommen, fehlt der Zugführer . . Was sucht ihr? Vater Benoit will seine Ruhe haben; er schläft. Still, still, laßt den Braven schlafen.

Ich war zwanzig Jahre alt und wurde Rekrut. Ich wußte, daß ich nicht mehr nach Lausanne zurückkehren würde. Meine Bitte um Versetzung hatte willige Ohren gefunden. Ich nahm Abschied von Bekannten, Freunden und Kollegen. Ich dankte meiner Hauswirtin für die mir erwiesene Güte; ich schaute dem alten Biboux in die müde lächelnden, nassen Augen. Ich wende mich ab. „Au revoir Jeanne, Alice . . . au revoir Rose." Festen Schrittes gehe ich der Türe zu, ein ironisches Lächeln um den Mund. Schumacher, du hast deine Liebe nicht vergebens mit dem Leben bezahlt. „Au revoir, mes chères" und fort war ich. Au revoir, und mein Herz weiß, daß meine Füße diese Schwelle nie mehr betreten werden; au revoir, und mein bißchen Verstand sagt: du lügst; au revoir lallt die trügerische Zunge, die giftige Schlange, und ein unbestimmtes Etwas sagt mir, daß es kein „Zurück" mehr gibt. Tage, Wochen, Jahre sind über diese Stunde hinweggeschritten. Ich weiß, daß Vater und Mutter Biboux längst stille geworden sind; ich weiß, daß Alice unglücklich verheiratet ist, daß Jeanne in der Blüte des Mai, jung, edelgesinnt, brav, gut, schön, die Reise ins unbekannte Land antrat, ich weiß nichts von Rose, nichts, nichts! Sie ist gewiß tot, sie schläft . . . Erde, du winziges Körnlein im großen Ozean des Alls, könntest du sprechen. Dein Gesang würde die Tore des Himmels und der Hölle sprengen und Engel und Teufel würden dir dienen und vor dir im Staub liegen. Du birgst an deinem ewig treuen Busen mehr Freud und Leid als Himmel und Hölle zusammen, du schließest Himmelsweh und Höllenpein, Ewigkeitsfreude und -schrecken an dein weites, stummes Herz. Mutter Erde, Millionen werfen sich hoffend und zagend an deine keusche Brust, du schweigst, du wandelst Ewigkeiten deine unbekannte Bahn, still lautlos . . .

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh.

Von Josef Reinhart.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh,
I glaube=n=i dörfs säge,
Am Waldhag hänkt er Fähndli us
Und winkt drmit ergäge.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh
Im Garte=n=uf der Stange,
Er het sys Clarinettli gspielt,
Es isch gar lustig gange.

I glaube=n=i heig der Früehlig gseh
Mit heiterblaue=n=Auge,
Er het mer useme Fänsterli gwinkt,
I dänke=n=i dörf dra glaube.